

José Luis Iriberry SJ / Chris Lowney

# Der Ignatiusweg

von Loyola über Saragossa nach Manresa



- Auf den Spuren des Ignatius von Loyola
- 676 km in 27 Etappen
- Mit Sonderteil: der innere Weg des Pilgers



TYROLIA



José Luis Iriberry SJ / Chris Lowney

# Der Ignatiusweg

von Loyola über Saragossa nach Manresa



Auf den Spuren des Ignatius von Loyola  
676 km in 27 Etappen  
Mit Sonderteil: der innere Weg des Pilgers

Aus dem Spanischen von  
Elisabeth Schick und Gabriele Stein



Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

Titel der spanischen Originalausgabe: Guía del Camino Ignaciano“  
© Grupo de Comunicación Loyola, S.L.U. – Bilbao, España

Alle Angaben in diesem Führer wurden sorgfältig recherchiert und erfolgen nach bestem Wissen und Gewissen. Die Benutzung dieses Führers geschieht auf eigenes Risiko. Eine Haftung für etwaige Unfälle und Schäden wird aus keinem Rechtsgrund übernommen.

Wenn Sie sich auf den Weg machen, denken Sie bitte auch an alle, die nach Ihnen kommen. Wenn Sie möchten, dass Ihre Anmerkungen oder Vorschläge bei der nächsten Auflage des Pilgerführers berücksichtigt werden, schreiben Sie bitte an den Verlag: buchverlag@tyrolia.at.

Weitere Informationen zum Pilgerweg und laufende Aktualisierungen finden Sie auf der Internetseite zum Buch: [www.caminoignaciano.org/de](http://www.caminoignaciano.org/de).

#### Quellen:

Ignatius von Loyola, Der Bericht des Pilgers. Übersetzt und erläutert von Burkhart Schneider, 4. Aufl. Freiburg 1977.

Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen. Übertragung und Erklärung von Adolf Haas, 10. Auflage Freiburg 1991.

Die Bibelzitate stammen aus der Einheitsübersetzung der heiligen Schrift © Katholische Bibelanstalt Stuttgart.

Mitglied der Verlagsgruppe „engagement“

© 2016 Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck

Alle Bilder stammen aus dem Archiv der Autoren,  
außer S. 219 (wikimedia/Lali Masriera)

Layout und digitale Gestaltung: SG Werbegrafik – Stefan Glatzl, Zirl

Kartografie: cartomedia, Karlsruhe

Lithografie: artilitho, Trento

Druck und Bindung: Finidr, Tschechien

ISBN 978-3-7022-3507-9

E-Mail: buchverlag@tyrolia.at

Internet: [www.tyrolia-verlag.at](http://www.tyrolia-verlag.at)

# Inhaltsverzeichnis

Zu diesem Buch . . . . .	5
<i>Wie man dieses Buch verwendet</i> . . . . .	5
<i>Willkommen, Pilgerin oder Pilger!</i> . . . . .	6
Erster Teil: Einstimmung . . . . .	7
<i>Die Pilgerschaft: ein Weg der Hoffnung und der Sehnsucht</i> . . . . .	7
<i>Die Welt des Ignatius</i> . . . . .	15
Zweiter Teil: Pilgern auf dem Ignatiusweg . . . . .	27
<i>Rechtzeitige Planung</i> . . . . .	27
<i>Die Homepage zum Weg</i> . . . . .	27
<i>Etappeinteilung</i> . . . . .	27
<i>Pilgerurkunde und Pilgerpass</i> . . . . .	27
<i>Klima und Temperatur</i> . . . . .	28
<i>Kondition</i> . . . . .	29
<i>Ausrüstung</i> . . . . .	29
<i>Markierung</i> . . . . .	32
<i>Karten</i> . . . . .	32
<i>Feiertage</i> . . . . .	33
<i>Ladenöffnungszeiten</i> . . . . .	34
<i>Telefon und Internet</i> . . . . .	34
<i>Geld</i> . . . . .	34
<i>Notfallnummern</i> . . . . .	35
<i>Botschaften und Konsulate</i> . . . . .	35
<i>Fahrradpilger</i> . . . . .	35
<i>Die Etappenbeschreibungen</i> . . . . .	35
Loyola . . . . .	38
Wegbeschreibung E1 – E27 . . . . .	41
Das ignatianische Barcelona . . . . .	219
Dritter Teil: Pilgerführer für den inneren Weg . . . . .	223
Wichtige spanische Begriffe . . . . .	304



## Zu diesem Buch

Das vorliegende Buch ist eine Gemeinschaftsarbeit und soll die Pilgerinnen und Pilger ein Stück weit auf ihrem Weg begleiten. Beide Autoren, Chris Lowney und José Luis Iriberry, sind selbst Pilger: nicht nur auf dem Ignatiusweg, sondern auch und schon lange vorher auf dem berühmten Jakobsweg. Und beide haben den *Camino Ignaciano* von Anfang an mitkonzipiert: Sie kennen ihn „wie ihre Westentasche“ und haben ihn zudem im Rahmen ihrer Vortragstätigkeit und auf Kongressen für Tourismus und Pilgerreisen engagiert beworben. Chris ist ein bekannter Schriftsteller und Kenner des Mittelalters und überdies von den US-amerikanischen Jesuiten in der jesuitischen Tradition geschult worden. José Luis ist selbst Jesuit und Professor an der *Fakultät für Tourismus und Hotelmanagement San Ignacio* der Ramón-Llull-Universität in Barcelona. Die Verfasser haben die Texte teils gemeinsam und teils getrennt erarbeitet; deshalb ist in manchen Abschnitten der Einfluss des einen und in anderen der Einfluss des anderen stärker spürbar. Mit Flügeln an den Füßen ...

## Wie man dieses Buch verwendet

Der Pilgerführer besteht aus drei Teilen:

Der erste ist eine Einführung ins Pilgern an sich und in die Welt des Ignatius und soll helfen, seinen eigenen Pilgerweg zu verorten.

Die anderen beiden Teile können parallel benutzt werden:

Der praktische Führer (Teil zwei ab Seite 38) informiert über die Strecke, die Entfernungen zwischen den Etappenzielen, mögliche Unterkünfte und über Sehenswürdigkeiten entlang des *Camino*.

Und der spirituelle Führer (Teil drei ab Seite 223) enthält tägliche Betrachtungen, die sich an den dreißigtägigen ignatianischen Exerzitien orientieren und durch die die körperliche zu einer spirituellen Reise werden kann.

Wer sich entschließt, den Ignatiusweg zu machen, sollte neben dem Führer auch die Webseite [www.caminoignaciano.org](http://www.caminoignaciano.org) zu Rate ziehen, auf der auch auf Deutsch weiterführende Informationen und Aktualisierungen etwa zu den Quartieren zu finden sind.



## Willkommen, Pilgerin oder Pilger!

1522 verlässt Ignatius von Loyola sein heimisches Baskenland und reist zu Fuß von Loyola nach Montserrat und Manresa unweit von Barcelona. Diese Pilgerreise hat sein Leben verändert. Und seine nachfolgenden Unternehmungen haben die Welt verändert.

6

Der vorliegende Pilgerführer will dazu einladen, zu Fuß, mit dem Rad – oder zumindest im Geist – dieselbe Strecke zurückzulegen wie der hl. Ignatius. Setzen Sie sich in Bewegung! Machen Sie sich auf den Weg, um für alles zu danken, was Sie haben, um sich selbst besser kennenzulernen, um Ihre Widerstandskraft zu erproben, um über Ihre Zukunft nachzudenken oder einfach nur, um die Zeit zu vertreiben. Die Strecke ist ein lebendiger kultureller und historischer Schatz: Im Lauf der Jahrhunderte haben das Römische Reich und die islamische Welt, rivalisierende spanische Königreiche und fromme Christen faszinierende Spuren an der Architektur, den Kirchen, den heiligen Stätten und den Dingen hinterlassen, die Sie unterwegs sehen werden. Wir sind sicher, dass dieser Weg Sie stärken und berühren wird; und es ist durchaus möglich, dass er Sie genau wie Ignatius selbst inspirieren wird, die Welt zu verbessern.

Im Jahr 2022 jährt sich Ignatius' außergewöhnliche Pilgerreise zum 500. Mal und das vorliegende Buch ist geschrieben worden, um die ignatianische Pilgerschaft mit Blick auf diesen für die Geschichte der Jesuiten, der Kirche und der Welt so wichtigen Jahrestag zu fördern. Millionen von Menschen auf der ganzen Welt haben eine jesuitische Schule oder Universität besucht, an ignatianischen Exerzitien teilgenommen oder sich von der Tradition der Gesellschaft Jesu dazu inspirieren lassen, für mehr Gerechtigkeit und Glauben in der Welt zu arbeiten. Wenn nur ein Bruchteil von ihnen diesen Weg geht, dann wird der *Camino Ignaciano* zu echtem Leben erwachen. *Buen Camino!*

## Einstimmung

### DIE PILGERSCHAFT: ein Weg der Hoffnung und der Sehnsucht

*Seit Jahrtausenden pilgern die Menschen zu heiligen Stätten, und wahrscheinlich werden sie dies so lange tun, wie es auf der Erde Menschen gibt.*

#### WARUM PILGERN WIR?

In allen Weltgegenden, Kulturen und Glaubensgemeinschaften kennen Menschen den Drang, sich als Pilger auf den Weg zu machen. An die 13 Millionen Christen pilgern jährlich nach Lourdes und Fátima, Millionen von Muslimen besuchen Mekka, Millionen von Hindus begeben sich nach Varanasi, um in den heiligen Wassern des Ganges zu baden. Und viele weitere Millionen von Menschen – zu viele, als dass man sie je zählen könnte – reisen Jahr für Jahr an die unterschiedlichsten großen und kleinen Wallfahrtsorte in allen bewohnten Regionen der Erde. In einer Studie aus dem Jahr 2012 ging die Welttourismusorganisation davon aus, dass sich pro Jahr 300 Millionen Menschen aus rein religiösen Beweggründen auf die Reise machen. Auf den ersten Blick scheinen diese Wallfahrten wenig miteinander gemein zu haben. Die Buddhisten besuchen Bodhgaya, wo Buddha zur Erleuchtung gelangte; die Hindus hoffen, dass der Besuch der Char Dham, der vier heiligen Stätten ihres Glaubens, sie vom Zyklus der Wiedergeburten befreit; die katholischen Pilger, die nach Lourdes reisen, suchen Heilung für sich selbst oder für ihre Lieben. Was verbindet sie alle miteinander: den Buddhisten, der friedlich unter dem Bodhibaum meditiert, den Katholiken, der in der Höhle der Bernadette um Genesung von einer Krebserkrankung betet, und den Hindu, der aus dem Kreislauf der Wiedergeburten befreit werden will?

Nun, tatsächlich verbindet sie gar nicht so wenig – denn unter den verschiedenen Interessen, die die Pilger antreiben, liegt der gemeinsame Urgrund der menschlichen Erfahrung. Was wir auch glauben, in welche historische Epoche wir auch hineingeboren wurden: Wir Menschen machen uns auf den Weg, weil die Pilgerschaft eine fortdauernde Metapher des Lebens ist. Und es gibt mindestens drei Motive, die die Pilger aller religiösen Traditionen miteinander verbinden:

- *die Sehnsucht:* Uns fehlt etwas; wir wissen, dass die Welt nicht vollkommen ist; es gibt ein Problem, das gelöst, ein Bedürfnis, das gestillt werden will;
- *die Hoffnung:* Wir hoffen auf etwas Besseres;
- *die Wegstrecke:* Das menschliche Leben ist eine Reise, und die Pilgerschaft ist die Metapher dafür.



## DIE SEHNSUCHT: Uns fehlt etwas ...

Wenige (allzu wenige) von uns Pilgern machen sich einfach auf die Reise, um für alles zu danken, was uns geschenkt worden ist. Wahrscheinlicher ist, dass wir aus dem entgegengesetzten Grund aufbrechen: weil wir etwas wollen oder brauchen. Wer krank ist, sucht Heilung, wer seelische Not leidet, sucht Frieden, und wer in Zwietracht lebt, will die zerbrochene Beziehung zu Gott, zu seiner Familie oder zu seinen Freunden wieder aufnehmen. Wir suchen Antworten auf heikle Fragen, sehnen uns nach spiritueller Erleuchtung, streben nach einer tieferen Beziehung zu unserem Schöpfer, sind vom modernen Lebensrhythmus erschöpft oder langweilen uns ganz einfach und wollen etwas Neues ausprobieren.

Uns fehlt etwas, und deshalb machen wir uns auf den Weg. Denn wenn wir vollkommen glücklich wären, welchen Grund hätten wir dann, überhaupt aufzubrechen? Wenn wir schon alles hätten, warum sollten wir dann nach irgendetwas suchen?

Wir Menschen trachten nicht nur nach dem Erhabenen und Heiligen. Einmal begegnete mir auf einer Wallfahrt ein junger Mann; seine Begleitung, eine hübsche junge Frau, humpelte, weil sich ihr Knie entzündet hatte. Eine Woche und viele Kilometer später traf ich denselben Mann wieder, diesmal in Begleitung einer anderen Frau. Offenbar hatte der Schwerenöter seine humpelnde Weggefährtin mit dem Bus heimgeschickt und seine Vergnügungspilgerreise fortgesetzt. Ein schöner Kavalier!

Doch unabhängig davon, ob unser Streben nun in erhabeneren oder eher elementaren Bahnen verläuft, halten die Philosophen unseren unstillbaren Durst, dieses unauslöschliche Gefühl, dass „uns etwas fehlt“, für zutiefst spirituell. Wir Menschen leben in beständiger Unruhe, weil wir im Grunde mehr sind als das, was wir haben, essen, verdienen oder besitzen; unser Leben erschöpft sich nicht in unserer Arbeit, unserem Haus, unserer Freizeit oder unserem Bankkonto und auch nicht in unseren sexuellen Eroberungen während einer Pilgerreise. Ganz gleich, ob wir vermögend oder berühmt sind, ganz gleich, mit wem wir ins Bett gehen oder welches Auto wir fahren – immer werden wir uns auf eine gewisse Weise unvollständig fühlen, immer werden wir eine unbestimmte Unzufriedenheit in uns tragen: eine Sehnsucht nach mehr.

Dieser defizitäre Zustand, diese ewige Unruhe des Menschseins bedeutet vielleicht, dass wir von Geburt an auf etwas programmiert worden sind, das mehr ist, als das irdische Leben uns bieten kann – auch wenn wir das vielleicht nicht zugeben wollen und unablässig von einem Projekt zum nächsten hetzen: immer unzufrieden und in der eiteln Hoffnung, dass die nächste Errungenschaft uns endlich vollauf zufriedenstellen wird. Der heilige Augustinus hat dies mit den berühmten Worten ausgedrückt: „Unruhe ist unser Herz, bis es ruht, o Herr, in dir“ (*Bekenntnisse* I, 1,1).

Keine Menge an Geld, Ehre oder Vergnügen wird uns auf immer zufriedenstellen. All das kann uns eine vorübergehende Genugtuung verschaffen, doch früher oder später wird die Unruhe wiederkehren. Augustinus war der Ansicht, dass sich unser immer ruheloses Herz niemals mit irgendeinem endlichen Gut begnügen wird, weil es auf den grenzenlosen Frieden und die unendliche Freude und Liebe eingestellt ist, die allein Gott uns zu schenken vermag. Und eben weil wir so ruhelos sind, fühlen wir uns in dieser Welt nie ganz zuhause. Der Hebräerbrief im Neuen Testament erklärt, dass wir alle „Fremde und Gäste auf Erden“ sind (Hebr 11,13). Er stellt das einfach so und ohne Umschweife fest. Obwohl ich mich gar nicht wie ein „Fremder“ oder „Gast“ auf dieser schönen Erde fühle – genaugenommen bin ich doch froh, lebendig und (zumindest meistens) einigermaßen glücklich zu sein! Vollendet fühle ich mich andererseits aber auch nicht und werde ich mich vermutlich auch nie fühlen. Also machen wir immer unruhigen Menschenkinder uns auf den Weg, weil wir nach Heilung und Erleuchtung, nach Antworten oder Erfahrungen suchen, die uns ergänzen können. Damit sind wir bei dem zweiten großen Impuls, der den pilgernden Menschen antreibt.

### **DIE HOFFNUNG: Wir hoffen auf etwas Besseres ...**

Jede Pilgerreise ist Ausdruck der Hoffnung. Wir hoffen, ein Ziel zu erreichen und heil und gesund heimzukehren. Doch wir hegen auch den Wunsch, dass die Erfahrung der Pilgerschaft unser Leben bereichern wird. Wir sehnen uns nach Frieden, Versöhnung, Vergebung, Heilung, Erleuchtung und vielem anderen mehr.

Während einer einwöchigen Santiago-Wallfahrt trudelten wir – ein Häuflein zerlumpter Pilger und ich – eines Nachmittags in einem Dorf ein, das nur noch aus einer Handvoll Einwohner bestand und in einer von Großstädten beherrschten Welt ums Überleben kämpfte. Die Hitze – 38 Grad im Schatten! – verlieh dem Platz etwas Gespenstisches; hätten wir Revolvergürtel getragen und hätte der trockene Wind abgestorbene Pflanzen über die Straße gewirbelt, wäre die Westernszenerie perfekt gewesen.

Gegen Abend läuteten die Kirchenglocken zur Abendmesse. Drei oder vier ältere Frauen kamen aus ihren Häusern mit den geschlossenen Fensterläden und machten sich auf den Weg in die kühle Kirche, wo wir Pilger uns ausruhten. Am Ende der Messe betete der Priester für die Sicherheit der Pilger; dann schlug er das Gebetbuch zu und redete frei: „Ich weiß, dass die Hitze und die Müdigkeit euch Pilgern zu schaffen machen, aber bleibt beharrlich auf eurem Weg. Wenn ihr Antworten sucht, werdet ihr sie finden. Wenn ihr Frieden sucht, werdet ihr ihn finden. Wenn ihr Gott sucht, wird er euch finden.“

Genau! Das trifft es doch, oder etwa nicht? Das ist genau das, was wir Menschen tun. Wir pilgern voller Hoffnung. Wir hoffen auf Frieden, auf Antworten, auf eine zweite Chance. Wir hoffen, den perfek-



ten Arbeitsplatz oder die Frau bzw. den Mann unserer Träume zu finden. Und wir sind nicht bereit, diese Hoffnung aufzugeben. Wir hoffen unerschütterlich, wir hoffen sogar wider alle Hoffnung. Die Diagnose einer tödlichen Krankheit kann uns nicht davon abbringen zu hoffen, dass ein Wunder oder eine sensationelle medizinische Entdeckung unseren geliebten Mann oder Sohn doch noch retten wird. Wir klammern uns an außergewöhnliche Hoffnungserzählungen aus dem Überlieferungsschatz unseres jeweiligen Glaubens, zum Beispiel an die tröstliche Geschichte, als Jesus zu einem toten Mädchen kommt und sagt: „*Talita kum!* – Mädchen, ich sage dir, steh auf!“ (Mk 5,41). Und das Unglaubliche geschieht: Das Mädchen erwacht und steht auf.

Der biblische Patriarch Abraham, der sich auf Gottes Wort hin aufmachte ins Gelobte Land, war vielleicht der erste berühmte Pilger der Menschheitsgeschichte. Der Verfasser des Hebräerbriefs denkt an Abrahams Karawane, die einen so weiten Weg zurückgelegt hat, und schreibt: „Hätten sie dabei an die Heimat gedacht, aus der sie weggezogen waren, so wäre ihnen Zeit geblieben zurückzukehren; nun aber streben sie nach einer besseren Heimat, nämlich der himmlischen“ (Hebr 11,15 – 16). Ja, wir gehen weiter auf unserer Pilgerreise nach Lourdes oder Montserrat genau wie auf der Pilgerreise unseres Lebens. Wir hoffen auf etwas Besseres, und die Hoffnung treibt uns vorwärts.

### **DIE WEGSTRECKE: Das menschliche Leben ist eine Reise und die Pilgerschaft ist die Metapher dafür ...**

Manche unserer Hoffnungen erfüllen sich, andere nicht. Und doch hoffen wir weiter. Oft lernen wir etwas unterwegs; in diesem Sinne ist die Wallfahrt nach Lourdes oder Montserrat eine treffende Metapher für das Leben selbst. Die Mehrheit der Pilger entdeckt die Wahrheit der alten Redensart: Der Weg ist das Ziel. Natürlich trifft



das gar nicht so unbedingt zu: Letztlich ist keine Reise der Mühe wert, wenn sie in eine völlig absurde Richtung führt (wie jeder nicht mehr ganz junge Erwachsene bestätigen wird, der wehmütig auf ein in eitler Oberflächlichkeit vertanes Leben zurückblickt).

Doch ein großer Teil des Lebens hat mit dem Weg selbst zu tun: damit, wem wir unterwegs begegnen, was wir sehen und probieren, wie wir uns verhalten und wie wir die anderen behandeln, was wir lernen ... und vieles mehr, was ein gut gelebtes Leben oder eine gut gepilgerte Wallfahrt im Nachhinein ausmacht. Nur, weil wir ein Ziel erreichen, die Stadt Manresa zum Beispiel, geschieht noch nichts Magisches, genau wie noch nichts Magisches geschieht, nur weil wir die Leitung einer Firma übernehmen oder wohlversorgt in Rente gehen. Das Magische geschieht meist unterwegs, und die, die durchs Leben pilgern, werden gut daran tun, Augen und Herz weit offen zu halten für alles, was es am Wegesrand zu entdecken gibt.

Für diese Lektion habe ich auf meiner persönlichen Wallfahrt nach Santiago mit dem einen oder anderen Schmerz bezahlen müssen. Wenn ich so meine sechs oder sieben Stunden täglich auf dem *Camino* unterwegs war, kam es immer wieder vor, dass ich andere Pilger überholte oder von ihnen überholt wurde. Die meisten von uns waren gerne allein, beschränkten sich auf ein kurzes „*Buen Camino!*“ und gingen weiter. Zuweilen traf es sich, dass man dasselbe Tempo und denselben Rhythmus hatte; dann stand man vor der heiklen Frage: Bleiben wir in den nächsten drei oder vier Stunden stille Weggefährten und hängen beim Klang der Schritte des anderen jeder unseren eigenen Gedanken nach? Oder macht der eine oder der andere ohne Not Halt, um im wörtlichen wie im übertragenen Sinne die gewünschte Entfernung zwischen uns wieder herzustellen?

Dennoch wollen wir Pilger nicht immer alleine sein: Manchmal sehen wir uns nach Gesellschaft. Jemand, dem es zur Qual wird, eine oder zwei Stunden lang schweigend nachzudenken, wird seine Ge-

danken oder Sorgen vielleicht mit einem anderen Menschen teilen wollen. Ich habe Einzelheiten aus dem Leben meiner Mitpilger erfahren, die nicht einmal ihre Vorgesetzten, ihre besten Freunde oder ihre Lebenspartner kennen. Ein junger, intelligenter Informatikingenieur stellte sich während seiner Pilgerreise die Frage, ob er seinem Leben und seiner Karriere nicht einen weiteren Horizont geben müsse als nur die Informatik. Eine Frau sträubte sich schon seit geraumer Zeit gegen die Bitten ihres Mannes, eine Familie zu gründen, und nun grübelte sie darüber nach, ob ihr nicht vorhandener Kinderwunsch etwas über sie oder doch eher etwas über ihre Ehe aussagte. Sie hoffte, auf den Hunderten von Kilometern, die sie von ihrem Bestimmungsort trennten, in diesem Punkt Klarheit zu gewinnen.

Und ich? Ich hatte keinen vergleichbaren Beweggrund. Ich wandere gerne, ich bin gerne auf Reisen. Ich bin ein religiöser Mensch. Ich habe mittelalterliche Geschichte studiert und freute mich nun über diese Gelegenheit, die romanischen und gotischen Kirchen Spaniens zu sehen. Ich genieße es, alleine zu sein und hin und wieder dem Trubel der Meetings, Telefonate und E-Mails zu entkommen, die das moderne Leben beherrschen. War das etwa nicht Grund genug für eine Pilgerreise? Mir brannte kein Problem auf den Nägeln, das es zu lösen galt, und ich suchte auch keine Erleuchtung. In den ersten Tagen meiner Wallfahrt nach Santiago ignorierte ich wohlgemut das Mantra, das man immer wieder hört: „Auf dem *Camino* kann jeder etwas lernen.“

Doch natürlich können wir alle etwas lernen, und sehr oft lernen wir es eher auf dem Weg als am Ziel der Pilgerreise. Ein Pilger aus Deutschland, der sich unter der geplanten Wallfahrt eigentlich nur einen etwas ausgedehnteren Urlaub vorgestellt hatte, schrieb mir nach seiner Heimkehr eine E-Mail. In den ersten Tagen unserer wiederholten Begegnungen waren wir uns zufällig über den Weg gelaufen. Das erste Mal war ich gerade verschwitzt und erschöpft in einem Dorf angekommen und sah ihn entspannt bei einem Glas Bier auf der Terrasse einer Bar sitzen. Er war zwei Stunden vor mir angekommen und hatte schon geduscht und die Kleidungsstücke, die er unterwegs getragen hatte, aufgehängt, damit sie in der Nachmittagssonne trocknen konnten.

Nach einigen Tagen verlor ich ihn aus den Augen. Ich machte nach wie vor meine 20 bis 24 Kilometer am Tag (und war sehr dankbar dafür, dass es mir gelang, diesen Rhythmus beizubehalten), doch er wollte sich steigern und hatte sein Tagespensum zunächst von 20 auf 24 und dann sogar auf 28 und mehr Kilometer erhöht. In der erwähnten E-Mail berichtete er mir, dass er nach seiner Pilgerfahrt gut wieder in Deutschland angekommen war: „Unterwegs habe ich mich sehr gut gefühlt, meine physische Verfassung hätte nicht besser sein können“, schrieb er. „An den meisten Tagen habe ich ohne

Probleme große Strecken zurückgelegt. Ich habe es wirklich genossen, meine Kräfte zu erproben und an meine Grenzen zu gehen.“

Doch zu seiner Überraschung hatte die Reise eine Frage in ihm aufgeworfen, die ihn beunruhigte. Gewiss hatte es ihm großen Spaß gemacht, seine physischen Grenzen zu dehnen und seine Kraft zu entdecken. Doch je weiter er ging, desto deutlicher und quälender wurde ihm etwas bewusst, und dieses Etwas hatte mit dem Leben zu tun, das ihn zuhause erwartete: „Ich schöpfe mein Potential nur selten aus. Oder, um es in der Bildlichkeit des *Camino* zu sagen: Ich gehe nur 20 Kilometer, obwohl ich 35 gehen könnte. Ich bin jetzt davon überzeugt, dass es sehr fruchtbar ist, wenn man von Zeit zu Zeit an seine Grenzen geht. Wenn man die Energie spürt, die in einem steckt. Es gibt für mich noch vieles zu entdecken.“ Jeder kann auf einer Pilgerreise etwas lernen.

Auch mir kamen auf meinem Jakobsweg unerwartete Dinge in den Sinn. Als Erstes verspürte ich eine tiefe Solidarität mit den Millionen von Christen, die diesen Weg im Lauf der Jahrhunderte vor mir gegangen waren. Dabei dachte ich insbesondere an die tausenden Menschen, die während ihrer Wallfahrt gestorben, in provisorischen und nicht gekennzeichneten Gräbern gleich neben dem *Camino* begraben worden und in Vergessenheit geraten waren. Für unsere modernen Begriffe mag dies eine schockierende Vorstellung sein. Doch viele mittelalterliche Pilger waren abgearbeitete Bauern, die nur, weil man ihnen keine produktive Arbeit mehr zutraute, von ihren feudalen Pflichten entbunden worden waren, um die Reise ihres Lebens zu machen. Wenn 1000 n. Chr. ein Bauer 500 Kilometer von seiner Heimat entfernt starb, war niemand in der Lage oder überhaupt gewillt, den Leichnam nach Hause zu überführen. Ich begann, mich als eine Art Stellvertreter zu fühlen: Ich ging den Weg, metaphorisch gesprochen, für sie zu Ende und las überall am Wegesrand ihre liegengeliebenen Hoffnungen auf.

Bis mir die Last zu schwer wurde und ich jemanden brauchte, der meine eigenen Hoffnungen trug. Ich hatte die Hälfte der 800 Kilometer langen Strecke geschafft, hatte, seit ich aufgebrochen war, neun Kilo abgenommen, fieberte, litt an einer Atemwegsinfektion, die eigentlich mit Antibiotika hätte behandelt werden müssen, hatte eine blutige Blase an der einen und eine einfach nur schmerzhaft Blase an der anderen Ferse – und war am Ende. Ich warf das Handtuch. „Es reicht.“ Von der Telefonzelle eines kleinen spanischen Dorfes aus buchte ich meinen Flug um und nahm den Bus in die nächste Stadt. An einer Stelle fuhr der Bus am Jakobsweg vorbei, und ich sah zwei oder drei Pilger dem Ziel entgegenzueilen, das ich nicht mehr erreichen würde. Ich wusste, dass auf einer Wallfahrt von 800 Kilometern vieles schiefgehen und selbst eine Kleinigkeit wie ein eingewachsener Nagel zu einer handfesten Katastrophe werden konnte.



*Autor P. José Luis Iriberry mit dem hl. Ignatius vor der Jesuitenkirche von Logroño*

Doch im Innersten war ich mir sicher gewesen, dass ich mein Ziel erreichen würde. Wieso denn auch nicht? Ich war in Form, ich hatte trainiert, ich war gut ausgerüstet und auf alle Eventualitäten vorbereitet. So bin ich nun einmal: Ich habe gerne alles unter Kontrolle, denke vorausschauend und ziehe durch, was ich mir in den Kopf gesetzt habe.

Nur, dass ich letztlich natürlich doch nicht alles unter Kontrolle habe. Jeder kann auf dem Pilgerweg etwas lernen, so lautet das Mantra. Und nachdem ich diesen Slogan viele Tage lang erfolgreich ignoriert hatte, war ich nun endlich demütig genug, zu lernen, was ich lernen sollte: dass die Welt nicht mir, sondern Gott gehört.

Diese Wahrheit muss ich im Abstand von ein paar Jahren immer wieder neu lernen; immer wieder fange ich an, mich so zu verhalten, als ob ich mein Schicksal kontrollieren, niemals ernstlich krank werden, mich mit einem Bankkonto finanziell absichern und damit rechnen könnte, dass sich die anderen immer nach meinen Plänen richten. Doch dann passiert zum Glück wieder irgendetwas, das mich daran erinnert, dass ich diese Welt nicht so im Griff habe, wie ich es gerne glauben möchte.

## Die Welt des Ignatius

Pilger erhalten auf dem Ignatiusweg die seltene Gelegenheit, in zwei verschiedenen Epochen gleichzeitig zu leben. Genießen wir den Augenblick und alles, was der Weg uns bietet. Stellen wir uns die Vergangenheit und alles vor, was Ignatius auf diesem Weg geschenkt worden ist. Lassen wir zu, dass sich zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart ein imaginärer Dialog entspinnt, und bedenken wir dabei, wie sehr sich die Welt seit Ignatius' Zeiten – zum Guten und zum Schlechten – verändert hat. Erzählen wir diesem Mann des 16. Jahrhunderts, was uns am 21. Jahrhundert beeindruckt, begeistert oder beunruhigt. Doch versuchen wir uns auch seine Welt vor Augen zu halten: Wie sah die Landschaft damals wohl aus, wie die Städte und Dörfer? Inwiefern waren die Essgewohnheiten und Überzeugungen, die Arbeit und das Brauchtum damals anders als heute?

Warum sollte man sich einer scheinbar so nutzlosen Übung unterziehen? Nun, das Bild, das wir uns von den Heiligen machen, gleicht viel zu oft einer frommen Karikatur: Zu wenig Engel, aber auch zu wenig Mensch, fristen sie ihr irdisches Dasein wie in einer Wolke. Doch dieses Klischee wird Ignatius nicht gerecht, der unter großen Anstrengungen und ohne die modernen Bequemlichkeiten, die für uns heute so selbstverständlich sind, eine kräftezehrende Wallfahrt von beinahe 700 Kilometern unternommen hat. Je mehr wir seine Erfahrung zu schätzen lernen, desto besser wird es uns gelingen, die leeren Klischeehülsen hinter uns zu lassen und zu einer erfüllteren Begegnung mit seiner Menschlichkeit und seiner Spiritualität zu gelangen.

### EINE LEISE WELT

Natürlich fällt es uns heute nicht leicht, uns in die Epoche des Ignatius hineinzusetzen. Unsere Welt ist all das, was die seine nicht war: schnell, technisiert, laut, medizinisch bestens versorgt, wissenschaftlich hoch entwickelt, informationsgesättigt, durch und durch mediatisiert, säkularisiert und dicht besiedelt. Spanien hat derzeit etwa 45 Millionen Einwohner. Diese Zahl mag hoch wirken, dennoch zählt Spanien zu den europäischen Ländern mit geringerer Bevölkerungsdichte. Der Ignatiusweg führt durch Halbwüsten – wie beispielsweise die Monegros –, in denen es nur vereinzelte kleine Dörfer gibt.

Machen Sie sich nun bewusst, dass im Spanien der ignatianischen Zeit nur sieben oder acht Millionen Menschen lebten; das sind knapp 20 Prozent der heutigen Bevölkerung. Die Städte hatten nur einen Bruchteil ihrer heutigen Größe. In Saragossa leben heute 700.000 Menschen, während sich die Einwohnerzahl um das Jahr 1500 nur auf rund 20.000 Personen belief. In Barcelona ist der Kontrast noch größer: Den 1,6 Millionen Bewohnern der heutigen Stadt stehen zu



Lebzeiten des Ignatius 40.000 gegenüber. Das soll nicht heißen, dass diese Stadt in seinen Augen klein war: Barcelona war eine der größten Städte im damaligen Europa und die größte, die Ignatius bis dato gesehen hatte. Ebenso wenig wird ihm Spanien entvölkert oder leer vorgekommen sein: Es war die einzige Welt, die er kannte.

Vermutlich haben die spanischen Städte auf einen Ignatius, dessen von Wäldern und Obstwiesen umgebenes Elternhaus damals sehr viel einsamer gelegen war als heute, wie ein einziges Gedränge gewirkt. Dagegen führte ihn seine Pilgerreise durch Dörfer, wo die Menschen in kleinen, dicht an dicht stehenden Häusern ohne Vorgärten, schallgedämmte Wände und sonstige Annehmlichkeiten lebten, wie sie der moderne Mensch für seine Privatsphäre beansprucht.

Während er durch diese Dörfer zog, hörte er die Gespräche in den Familien und den Lärm der einen oder anderen Werkstatt. Und was noch? Uns käme dieses Spanien sehr viel ruhiger vor als die Welt von heute. Versuch einmal einen Moment lang das „weiße Rauschen“ in deinem Kopf abzuschalten, diese Schutzvorrichtung, die die Stöße der Tonspur des Lebens abfängt. Mach dir bewusst, dass jedes noch so winzige Dorf in unserer Zeit von der Kakophonie der Motorengeräusche, Stereoanlagen und Lautsprecher erfüllt ist. Ignatius hörte nichts von alledem. Nicht, weil die Welt für ihn „still“ gewesen wäre, nein: Er hörte ganz einfach andere Geräusche – den Wind, die Vögel, den Hufschlag seines Maultiers, das gelegentliche Rumpeln eines Pferdegespanns –, wenn er durch ein Dorf ging, das noch nichts von der heute allgegenwärtigen Geschäftigkeit wusste. Heute brausen Lastwagen und Autos an den Pilgern vorüber, Reklametafeln werben für Restaurants und Geschäfte, und Plastikmüll verschmutzt selbst die einsamsten Nebenstraßen.

## VOM LEBEN AUF DEM LAND

Während er im Rhythmus seiner Gedanken einen Fuß vor den anderen setzte, ohne von MP3-Player oder Smartphone abgelenkt zu werden, blickte Ignatius auf eine Landschaft, in der es alle diese modernen Artefakte noch nicht gab. Sein Zeitgefühl wird sich grundlegend von unserem unterschieden haben. Er wusste nichts von „Minuten“ oder gar „Sekunden“, und die „Stunden“, die die Glockentürme der durchquerten Dörfer schlugen, waren keine 24 gleich langen Einheiten des Tages, sondern die „Stunden“ des Mittelalters, deren Anzahl und Dauer sich mit den Jahreszeiten änderte und nach denen noch heute die gemeinschaftlichen Gebetszeiten in den Klöstern benannt werden: die „Prim“ zum Beispiel, die erste Morgenstunde, oder die „Vesper“, die Stunde des Sonnenuntergangs.

Ignatius' Verhältnis zur Zeit war eher elementar: Er brauchte eine Unterkunft für die Nacht und achtete daher genau auf den Stand der

Sonne, damit er einschätzen konnte, wie viele Stunden es noch hell bleiben und wann er seine Wanderung würde unterbrechen müssen (machen Sie sich bewusst, dass in einer Welt ohne elektrisches Licht nur wenige Reisende das Wagnis eingingen, im Dunkeln über unbekannte Strecken zu gehen). Ignatius trug keine Landkarte bei sich, die Wege waren unbeschildert und er hatte auch nicht die Möglichkeit, sich die nötigen Informationen per Telefon zu beschaffen; es ist also wahrscheinlich, dass er, wann immer er auf dem *Camino Real* – über den ihn sein Weg größtenteils führte – anderen Reisenden begegnete, die Gelegenheit nutzte, um Erkundigungen einzuziehen: wie weit es noch bis zum nächsten Dorf sei, ob es unterwegs Übernachtungsmöglichkeiten gebe und ob er sich vor Räubern in Acht nehmen müsse. Denn eigentlich brauchte man eine bewaffnete Eskorte – so steht es in einem Bericht aus dem 16. Jahrhundert –, um beispielsweise sicher von Saragossa nach Barcelona zu gelangen.

Der *Camino Real*, der Königsweg, über den Ignatius ging, war also nach unseren Maßstäben nicht sehr „königlich“. Es gab keine Regierungsbehörde, die für die Fahr- und Fußwege zuständig gewesen wäre, und deshalb waren die Fernstraßen in einem entsetzlichen Zustand: nach heftigen Regenfällen unpassierbar und in Trockenzeiten extrem holprig. Wer zu Pferd unterwegs war, konnte den Schlaglöchern, Spurrillen und Unebenheiten ausweichen, doch mit dem Wagen gab es oft kein Weiterkommen.

Das soll nicht heißen, dass die schlechten Wege die Mehrheit der Spanier etwa vor ein Problem gestellt hätten: Sie reisten einfach nicht. Natürlich waren einige Mitglieder der überschaubaren Bevölkerungsgruppe der Händler, Kleriker und Adligen sehr häufig auf Reisen, doch in den allermeisten Fällen heirateten die mittelalterlichen Europäer innerhalb der Dorfgemeinschaft und mussten ihren Wohnort weder aus beruflichen noch aus Urlaubsgründen verlassen, das heißt, sie lebten und starben in der direkten Umgebung ihres Geburtsorts und wagten sich kaum je weiter als 15 Kilometer von ihrem Zuhause fort. Einige Händler begaben sich auf Reisen (oder schickten ihre Waren per Schiff den Ebro hinauf oder hinunter, der ein großes Stück parallel zu unserem *Camino* verläuft), doch man trieb damals keinen sehr intensiven Handel. Große Konzerne und Massenproduktion sind moderne Begriffe. Es gab damals keine Fabriken mit Fließbändern, die große Warenmengen herstellten und das gesamte Land belieferten. Stattdessen versorgten örtliche Handwerker ihre Nachbarn mit dem, was sie in ihren häuslichen Werkstätten herstellten, während fahrende Händler verkauften, was vor Ort nicht zu haben war: eingesalzene Mittelmeeresfische, Salz aus den Marschlanden oder Gewürze, die über Barcelona eingeführt wurden.

Trotz des geringen Umfangs der kommerziellen Aktivitäten hatten die Dorfbewohner keinerlei Probleme, ihre Häuser zu möblieren –

und zwar aus dem einfachen Grund, dass sie nicht viel brauchten. In der Regel bestanden ihre Behausungen aus einem einzigen fensterlosen und rauchgeschwärzten Raum, in dem (wahrscheinlich) ein Tisch und (vielleicht) eine Bank und ansonsten, von ein oder zwei Haustieren einmal abgesehen, nur sehr wenig stand. Für die Nacht hatten einige Familien eine Matratze; andere streuten Stroh aus, um ihre Leiber vor der Kälte des Erd- oder Lehm Bodens zu schützen.

## **VORSICHT FREMDEN GEGENÜBER**

In einigen dieser Ansiedlungen wird Ignatius sicherlich für Aufsehen gesorgt haben. Zwar zog er oft über Wege, die auch nach Santiago de Compostela führten, sodass durchreisende Pilger dort kein seltener Anblick waren. Doch Ignatius wanderte auch durch winzige Weiler, wo vielleicht ein paar Dutzend Familien lebten, oder durch Dörfer und nur selten durch größere Städte. Und obgleich er nach tagelanger Wanderschaft und nur seltenen Waschgelegenheiten (und wenn, dann nur mit kaltem Wasser) sicherlich recht ungepflegt aussah, stach seine höfische Kleidung doch von dem hellbraunen, ungefärbten Tuch ab, in das sich die Landbevölkerung kleidete; außerdem unterschied er sich durch seine Sprache und seinen Akzent. Mit anderen Worten: er war ein Fremdling, den sein Weg durch derart kompakte Dorfgemeinschaften führte, dass die mittelalterlichen Spanier ihren Geburtsort gelegentlich als ihr „Vaterland“ bezeichneten. Die Mitglieder dieser Dorfgemeinschaften empfingen Ignatius nicht als „Landsmann“, denn weder er noch sie fühlten sich als Spanier in einem geographischen Gefüge, das durch die Hochzeit von Ferdinand und Isabella und die Eroberungen der vorangegangenen Jahrzehnte erst nach und nach zu einer gemeinsamen Identität fand. Weit eher identifizierte man sich mit dem jeweiligen Dorf, der Ethnie, dem regionalen Königreich und der Sprache.

Obgleich man an seiner Kleidung erkannte, dass Ignatius nicht zum fahrenden Volk gehörte und auch kein Vagabund war, hatten die Dörfler womöglich andere Gründe, ihn für gefährlich zu halten. Mindestens einmal wurde ihm, wie er selbst in seiner Autobiografie berichtet, der Zutritt zu einer Ortschaft verwehrt; vermutlich fürchteten die Einwohner, er könne mit der Pest infiziert sein. Der „schwarze Tod“ oder die Beulenpest hatte im 14. Jahrhundert die Hälfte der europäischen Bevölkerung dahingerafft, und dieses Gespenst war nicht so leicht aus den Köpfen der mittelalterlichen Menschen zu vertreiben. Allein Barcelona hatte im 15. Jahrhundert ein halbes Dutzend Pestepidemien erlebt und zählte zu Ignatius' Lebzeiten weit weniger Einwohner als noch zwei Jahrhunderte zuvor. Und in den kleineren Städten und Dörfern hatte die Pest genauso verheerend gewütet. Ein Priester schrieb, nachdem er unweit von Saragossa in einer Ortschaft mit weniger als 1000 Einwohnern ein Sterbeamant gehalten hatte, mit bitterer Resignation den folgenden Eintrag ins Kir-



*Glasfenster in der Basilika von Loyola: Ignatius wird bei Kämpfen in Pamplona am 20. Mai 1521 schwer verletzt.*

chenbuch: „Mit diesem sind im laufenden Jahr bereits 48 Kinder [an der Pest] gestorben.“ Es ist davon auszugehen, dass jeder Bewohner jenes Dorfes jedes dieser Kinder persönlich gekannt hat.

Folglich geriet, wenn sich ein Fremder einer solchen Ortschaft näherte, die christliche Nächstenliebe mit der Vorsicht in Widerstreit, auch wenn in der Regel die Nächstenliebe den Sieg davontrug: Dann fanden die Pilger in bescheidenen Spitälern Unterkunft, die auch den Armen und Kranken des Dorfes Obdach gewährten. Wie riskant das war, liegt für uns heute auf der Hand: Kranke Reisende konnten die Schwächsten unter den Einheimischen anstecken, und gesunde Reisende konnten sich infizieren und die Erreger im Laufe ihrer Reise weiterverbreiten. Doch damals war man in Fragen der öffentlichen Gesundheit nicht eben kritisch: In den meisten mittelalterlichen Dörfern wurden Kranke nicht separat untergebracht, Abfall und menschliche Ausscheidungen wurden einfach am Ortsrand aufgehäuft, die Abwässer flossen oft über die Straße, und dass man sich die Hände waschen sollte, bevor man mit Lebensmitteln umgeht, war auch niemandem bekannt.

## **ESSEN UND FASTEN**

Der *Bericht des Pilgers* – Ignatius' Autobiografie – beschreibt weder die Unterkünfte noch die Verpflegung, die ihm in diesen Dörfern geboten wurde, doch wir können sie uns ungefähr vorstellen. Zunächst einmal müssen wir Kartoffeln, Tomaten, Mais, Schokolade, Tee und Kaffee von der Speisekarte streichen: Dies waren fremdländische Erzeugnisse, die den einfachen Europäern damals noch nicht bekannt gewesen waren. Streichen müssen wir außerdem die meisten Gemüse- und Obstsorten: Ignatius war im Februar und im März unterwegs: zu früh im Jahr, als dass in den Gärten schon irgendetwas reif gewesen wäre, und zu früh in der Geschichte, als

dass man das Gemüse tiefgekühlt aus weit entfernten Anbaugebieten hätte herbeischaffen können. Und streichen müssen wir schließlich auch Zucker und Pfeffer, denn diese Zutaten waren so teuer, dass es eher unwahrscheinlich ist, dass ein Pilger seine Mahlzeiten damit gewürzt oder gesüßt haben sollte.

Genaugenommen ist schon das Wort „Speisekarte“ irreführend. Die Reisenden hatten keinerlei Auswahl; sie aßen, was ihnen vorgesetzt wurde, und sehr wahrscheinlich gab es am Ende der Winterszeit von einem Dorf zum nächsten keine große Abwechslung. In allen Regionen, durch die Ignatius zog, wurden Weizen, Oliven und Trauben angebaut; daher wurde zu den meisten Mahlzeiten Wein getrunken, und das Brot war nicht nur ein Grundnahrungsmittel, sondern diente zuweilen sogar als improvisierter „Teller“ oder „Notbesteck“, da die Tischgenossen den Eintopf oder die Brühe aus einer gemeinsamen Schüssel aßen. Möglicherweise aber hat Ignatius auch gar nicht sehr tief in diese Schüssel gegriffen, denn seine Pilgerfahrt fand in der vorösterlichen Bußzeit statt, einem Abschnitt des Kirchenjahres, in dem die Christen des Mittelalters an beinahe allen Wochentagen fasteten, auf den Genuss von Fleisch verzichteten und nur die Mittagsmahlzeit und am Abend allenfalls eine kleine Stärkung zu sich nahmen.

## **DIE MACHT DER KIRCHE**

Das vorösterliche Fasten war eine der unzähligen Arten, auf die die Kirche das alltägliche Leben beeinflusste; und man kann die Zeit, in der Ignatius gelebt hat, unmöglich verstehen, ohne sich diesen allgegenwärtigen Einfluss der Kirche auf die Kultur bewusst zu machen. Schon rein optisch: Zur Zeit des Ignatius gab es die kommerziellen Wolkenkratzer nicht, die heute das Stadtbild beherrschen und die Kirchen im wörtlichen wie auch im übertragenen Sinne in den Schatten stellen. Zu Ignatius' Zeiten war es genau umgekehrt: Die Kirche war ausnahmslos in jedem Dorf das aufwändigste Gebäude und nahm den Ehrenplatz in der Dorfmitte ein; im Schutz ihrer festen Steinmauern erhoben sich baufällige Marktstände, ihre Glocken verkündeten den Wechsel der Tageszeiten, und die Spitze ihres Turms, das Erkennungszeichen des Dorfs, war schon aus weiter Ferne zu sehen.

Die optischen Signale einer jeden Epoche übermitteln eine ganz bestimmte Botschaft. Die Wolkenkratzer beherrschen die Silhouette unserer Städte ebenso, wie der Kommerz die moderne Wirtschaft beherrscht; und im Mittelalter war die Kirche eine Institution von vergleichbarer Macht. Große Handelsketten gab es nicht. Die lokalen Regierungen waren winzig; sie finanzierten weder Schulen noch Krankenhäuser, weder öffentliche Verkehrsmittel noch die Müllabfuhr, weder Bibliotheken noch soziale Einrichtungen und auch nicht die vielen anderen Dienstleistungen, die wir modernen Stadtbewoh-

ner heute für selbstverständlich halten. Vielfach war die Kirche der einzige Grundbesitzer am Ort, der größte Arbeitgeber und der wichtigste karitative Dienstleister, und da es meistens keine Rathäuser gab, fanden auch die Ratsversammlungen normalerweise in den Kirchen statt.

Und warum auch nicht? Spanien verwandelte sich gerade langsam, aber sicher in ein einheitlich katholisches Land. 1492 hatte man den Juden eine Frist von vier Monaten gesetzt: Innerhalb dieser Zeit mussten sie zum Christentum konvertieren oder Spanien für immer verlassen; und den Muslimen war es in Aragón zwar noch erlaubt, ihren Glauben zu praktizieren, doch vier Jahre nach Ignatius' Pilgerreise sollte der Islam auch in diesem Königreich verboten werden. Nur wenige Jahre bevor Ignatius sich auf den Weg gemacht hat, hatte Martin Luther die protestantische Bewegung ins Leben gerufen, doch die Ideen der Reformatoren fanden in Spanien wenig Anklang – was unter anderem dadurch bedingt war, dass die Spitzel der Inquisition die Verbreitung verdächtiger Häresien unter den katholischen Christen mit Argusaugen überwachten. Genaugenommen nicht nur „überwachten“: In den drei Jahrzehnten vor Ignatius' Wallfahrt exekutierten die Inquisitionsbehörden in Saragossa rund 75 Menschen, die der Ketzerei verdächtigt wurden. Und obwohl die Zahl der Christen, die unter der Knute der Inquisition zu leiden hatte, vergleichsweise niedrig war, spürten doch die meisten den wachsamten Blick der Kirche auf sich ruhen: Viele Priester führten genau darüber Buch, welche Mitglieder welcher Familien an Ostern in die Kirche gingen.

Die religiöse Identität war also eine öffentliche Angelegenheit und das katholische Christentum wurde rasch zur einzig erlaubten Religion. Am Rande der Kirche wartete nicht die Freiheit, sonntags länger zu schlafen oder zu glauben, was man wollte, sondern ein zwielichtiges Niemandsland und in einigen wenigen Fällen das Risiko eines Verhörs. Tatsächlich wurde Ignatius in den Jahren nach seiner Pilgerreise zweimal von den Inquisitionsbehörden verhaftet, die es mit Argwohn sahen, dass dieser wenig gebildete Laie seine sogenannten „geistlichen Übungen“ mit anderen Christen teilte oder, anders ausgedrückt, ohne kirchliche Genehmigung predigte – und das in einer Epoche, die noch weit davon entfernt war, die freie Äußerung der eigenen religiösen Ansichten einfach zu tolerieren.

Und um die Wahrheit zu sagen: Auch wenn die mittelalterlichen Christen gewiss genauso fromm und heilig waren wie jeder von uns, besaß die Mehrheit von ihnen, was den Glauben betraf, lediglich rudimentäre Kenntnisse. Bücher waren teuer und der größte Teil der damaligen Europäer ging ohnehin nicht zur Schule. Etwa 80 Prozent der Spanier waren Bauern, denen das Land, das sie bestellten, nicht einmal gehörte. Viele konnten einfache Wörter lesen, ihren Namen schreiben und, wenn sie Händler waren, simple Verträge verstehen;



*Loyola: Ignatius und die Gottesmutter von Arantzazu*

doch nur sehr wenige waren ausreichend gebildet, um etwa einen religiösen Text zu lesen. Die einzigen Bücher in den Dörfern, durch die Ignatius kam, waren die, die vom Klerus oder den Zivilbehörden benutzt wurden.

Deshalb konzentrierten sich die Pfarrer auf das Wesentliche. Die Christen hatten sonntags nicht zu arbeiten, den Zehnten ihrer mageren Einkünfte abzugeben, wöchentlich an den liturgischen Feiern teilzunehmen und einmal jährlich, in der Regel an Ostern, zur Beichte und zur Kommunion zu gehen. Die Mehrheit kannte das Vaterunser und das Ave-Maria, viele außerdem das Glaubensbekenntnis, die Zehn Gebote und die sieben Todsünden.

Dass die sieben Todsünden auf dieser sehr kurzen Liste der religiösen Grundkenntnisse stehen, ist nicht weiter überraschend: Für die Christen des 16. Jahrhunderts war die Hölle eine sehr viel realere Möglichkeit als für uns heutige Menschen, die wir die Liebe und unerschöpfliche Barmherzigkeit Gottes weitgehend voraussetzen. In einer der geistlichen Übungen beschreibt Ignatius die Hölle wie folgt: „Hören mit den Ohren Weinen, Geheul, Geschrei, Lästerungen gegen Christus unseren Herrn und gegen alle Seine Heiligen. [...] Riechen mit dem Geruchsinn Rauch, Schwefel, Unrat und faulende Dinge“ (GÜ 67 – 68).

Da man diese Möglichkeit mithin so viel lebhafter empfand, wurde der Versuch, die Hölle zu vermeiden, zu einem sehr viel dringenderen Anliegen und einem Hauptmotiv der Pilgerschaft. Natürlich machten die Pilger sich aus den unterschiedlichsten Gründen auf den Weg. Einige wollten ein Stück von der Welt sehen, andere

wünschten sich die Genesung kranker Familienmitglieder oder die Heilung ihrer eigenen chronischen Schmerzen.

Jedenfalls hatten unsere mittelalterlichen Vorfahren ein sehr deutliches Bewusstsein von Krankheit und Tod: Bis zu einem Drittel der gezeugten Kinder starb bei der Geburt, und selbst die, die gesund zur Welt kamen, hatten eine durchschnittliche Lebenserwartung von knapp über 40 Jahren; außerdem sahen die Menschen ihre Lieben nicht in einem Krankenhaus, sondern zuhause sterben. Wir Kinder einer wissenschaftsgeprägten Zeit mögen uns skeptisch fragen, ob es wirklich so viele Wunderheilungen gegeben hat, wie sie die mittelalterlichen Chronisten verzeichnen, doch wahrscheinlich haben Ignatius' Zeitgenossen auch noch die haarsträubendsten Geschichten wörtlich genommen, weil sie glaubten, dass Gott in ihrer Welt auf eine sehr viel aktivere Weise gegenwärtig war, als wir das heute akzeptieren würden. Ignatius glaubte, dass Gott Wunder wirkte und zur Strafe Plagen sandte, wie es das Alte Testament erzählt. Ignatius glaubte auch, dass Gott das menschliche Herz berührt, uns tröstet und Menschen, die dafür empfänglich sind, leitet, damit sie die richtigen Lebensentscheidungen treffen. Man kann Ignatius und seine Weltanschauung nicht verstehen, wenn man sich nicht bewusst macht, wie aktiv und unmittelbar er sich das Wirken Gottes unter uns und in uns vorstellte.

## **PILGERN ALS BUSSE**

Natürlich bleibt aber, auch wenn Gott uns leitet, das Problem bestehen, dass wir Menschen nicht immer darauf achten. Das ist ein weiterer Grund für den Zustrom der Pilger: die Buße. Einige Pilger zogen nicht aus eigenem Antrieb, sondern auf Geheiß ihres Beichtvaters zu diesem oder jenem Wallfahrtsort. So konnte es geschehen, dass ein Pilger sich mit einer schweren Kette um den Hals mühsam nach Santiago de Compostela schleppte: Diese Kette war aus dem Eisen einer Waffe geschmiedet, mit der er einen Mord begangen hatte.

Ignatius scheint mit einem Fuß mitten in der Pilgertradition seiner Zeit und mit dem anderen Fuß außerhalb dieser Tradition zu wandern. In seiner Autobiografie bezeichnet er sich selbst als „den Pilger“, nennt aber nirgends einen der Gründe, die die Pilger traditionell antrieben. Er suchte keine Heilung für sein verkrümmtes Bein, obwohl es oft anschwell und wehtat. Und er machte die Reise auch nicht auf Geheiß seines Beichtvaters, obwohl er selbst sich bestimmt als Büsser empfand. Ignatius wollte mindestens so sehr wie alle anderen einen Neuanfang machen und sein Leben nach neuen Werten ausrichten; seine Pilgerreise war für ihn ein Weg, sich neu zu erfinden (auch wenn dieser moderne Begriff hier ein Anachronismus ist, denn Ignatius hat ihn weder benutzt noch überhaupt an etwas Derartiges gedacht).



Wie sich später zeigen sollte, stand auch die katholische Kirche kurz davor, sich neu zu erfinden, doch weil sie dies nicht freiwillig, sondern gezwungenermaßen tat, war es eine demütigende Erfahrung. Und gerade das Pilgerwesen und der Missbrauch, der damit getrieben wurde, sollten in dieser bedrückenden Tragödie der Kirche eine zentrale Rolle spielen.

Das katholische Bußsakrament läutert von der Sünde, doch die Sünder müssen außerdem durch Werke der Buße, Nächstenliebe und Frömmigkeit – wie eben eine Pilgerreise – „Genugtuung“ (das heißt Wiedergutmachung) für die Unordnung leisten, die sie gestiftet haben. Wer auf Erden nicht ausreichend Genugtuung leistet (und Gott allein weiß, welche Genugtuung ausreichend ist), dem steht eine Zeit der Läuterung im Fegefeuer bevor, und das ist nicht gerade eine verlockende Aussicht: Auf den Bildern des italienischen Malers Botticelli sind den Neidischen im Fegefeuer die Augen mit Draht zugenäht, während die, die sich der Völlerei schuldig gemacht haben, mit Feuerflammen gequält werden. Wer möchte schon gerne an einen solchen Ort geraten, und sei es auch nur vorübergehend?

Zum Glück für die Christen, die nicht so gerne mit zugebrauteten Augen in den Flammen des Fegefeuers brennen wollten, wurde den Pilgern, die gebeichtet und durch den Besuch bestimmter Wallfahrtsorte Buße geleistet hatten, ein „Ablass“ gewährt, der ihnen eine kürzere Zeit im Fegefeuer garantierte. Doch es kam zu Missbräuchen. Die Wallfahrtsstätten, die für unzählige Dörfer und Klöster eine lebenswichtige Einnahmequelle darstellten, wetteiferten miteinander und versuchten die Pilger mit immer umfassenderen Ablässen und Reliquien von zuweilen recht zweifelhafter Herkunft anzulocken. So konnten die Pilger das Haupt des heiligen Johannes des Täufers in Amiens (in Frankreich), aber auch in Konstantinopel verehren. Die Wahrheit kennt Gott allein ...

Zuweilen gab es die Ablässe sogar ohne Pilgerreise; wandernde Kirchenmänner durchstreiften ganze Regionen und verkauften Ablässe, um Geld für neue Kirchenbauten zu beschaffen. Und echte Hausierer stellten falsche Ablassbriefe aus und strichen das Geld einfach ein. Vollkommene Ablässe gewährten den vollständigen Erlass aller Fegefeuerstrafen, sodass die wohlhabenderen Gläubigen – sogar ohne eine anstrengende Pilgerreise unternehmen und auf ihre häuslichen Bequemlichkeiten verzichten zu müssen – im Grunde ein Expressticket kaufen konnten, das sie ohne Zwischenstopp im Fegefeuer direkt in den Himmel brachte.

## **AN DER SCHWELLE EINER NEUEN ZEIT**

Vor diesem Hintergrund kann es nicht weiter verwundern, dass ein empörter Martin Luther 1517 eine Reform der Kirche forderte. Fünf Jahre später begab sich Ignatius auf Pilgerschaft. Während er sich langsam in Richtung Montserrat vorwärtsbewegte, trudelte die ka-

tholische Kirche mit Höchstgeschwindigkeit auf die Krise zu. Nur eine Generation nach Luthers erster Angriffswelle war die Herrschaft des römischen Katholizismus über das abendländische Christentum beendet und ein Drittel der Christen in die reformierten bzw. protestantischen Kirchen abgewandert.

Ignatius konnte nicht vorhersehen, dass der katholischen Kirche das Trauma der Reformation bevorstand, auch wenn seine jesuitischen Gefährten später, als die Kirche auf die Herausforderung der Reformatoren reagierte, die vorderste Frontlinie bilden sollten. Möglicherweise wusste Ignatius sehr wenig oder gar nichts von den Problemen, die Luther schürte; und dasselbe gilt auch für andere Ereignisse, die die Welt während seiner Pilgerreise von Grund auf veränderten. Sicherlich hatte er gehört, dass eine neue Welt entdeckt worden war, doch ihm war nicht klar, dass die den Europäern bekannte Welt nun dreimal so groß war wie am Tag seiner Geburt; dass Spanien an der Schwelle eines „Goldenen Zeitalters“ als Weltmacht stand; dass seine eigene – die katholische – Kirche in großer Gefahr schwebte und dass er selbst der Gründer eines religiösen Ordens werden sollte, der an all diesen weltverändernden Entwicklungen maßgeblich beteiligt sein würde.

Stattdessen wanderte und wanderte er im ausgehenden Winter des Jahres 1522 durch das gebirgige Baskenland, den Ebro entlang, der wegen der Schneeschmelze Hochwasser führte, und durch die Halbwüste der Monegros, deren Ebenen nicht den geringsten Schutz bieten, wenn die Winterwinde die Erde und den Staub tagelang mit einer Geschwindigkeit von 50 oder sogar 70 Stundenkilometern vor sich her treiben.

Wir können uns insofern mit Ignatius solidarisieren, als auch wir Winden des Umschwungs trotzen, die uns ins Gesicht wehen, und einer unbekannteren Zukunft entgegengehen. Doch es gibt einen Unterschied: Er hatte keinen Zugang zu Informationen, die es ihm ermöglicht hätten, die Tragweite des Umschwungs zu ermessen. Er konnte keine Nachrichten im Radio oder im Fernsehen hören oder sehen oder die Zeitung lesen. Wahrscheinlich wusste er weniger über die Welt außerhalb von Europa als heute ein Schüler in der vierten Grundschulklasse.

Ignatius kommt uns klein und allein vor, wie er da mit seinem Maultier durch die winterliche Landschaft zieht; selbst seine Welt erscheint uns klein und isoliert. Er hat nie ein asiatisches Gesicht gesehen, einen Inder kennengelernt oder mit einem indigenen Nord- oder Südamerikaner gesprochen.

Und doch war er im Begriff, eine ungewöhnlich weltoffene Aktivität zu entfalten, und diese Offenheit unterschied ihn von vielen seiner Zeitgenossen; außerdem war er anpassungsfähig genug, um den Herausforderungen nicht nur seiner langen Wanderschaft, sondern auch einer Welt zu trotzen, die der Neuzeit entgegentaumelte. Mit